

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Die gefährvolle Nacht

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

In unserm Sonnensystem treiben sich, nach Aragos Behauptung, mehr als sieben Millionen Kometen umher, und sie durchlaufen die Räume desselben nach allen Richtungen. Ist nun nicht zu besorgen, daß einer dieser Körper mit unserer Erde zusammentreffe oder ihr wenigstens so nahe komme, daß er sie in ihrer Bewegung störe? Eine solche Möglichkeit ist allerdings vorhanden; wir Erdenbewohner aber brauchen deshalb keine Besorgnisse zu hegen, weil die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes, und in Folge desselben ein „Weltuntergang,“ sich etwa wie die Möglichkeit verhält, aus einer Anzahl von einer Million Loosen auf den ersten Griff das einzige herauszuziehen, welches den Treffer enthält. Zwischen Körpern, die im Vergleich zu dem ungeheuern Raume, in welchem sie sich bewegen, so unendlich klein, und in dem Millionen Meilen wie ein Nichts sind, die sich nach allen Richtungen in bestimmten Bahnen mit ungemeiner Schnelligkeit bewegen, ist so leicht kein Zusammenstoßen zu befürchten, und es können viele Reihen von Jahrtausenden vergehen, ehe ein solches sich ereignet. Der Komet von 1819 kam der Erde so nahe, daß die Erde gewissermaßen in seinen Schweif gehüllt war, und unsere Erde blieb doch was sie war.

Ein eigentliches Zusammenstoßen der Erde mit einem Kometen würde freilich die entsetzlichsten Folgen haben; es könnte z. B. die Erdbachse verrücken und die Bewegung unseres Planeten verändern. Dann würden

die Wasser des Weltmeeres aus ihrer Lage geworfen werden und dem neuen Aequator zustürzen. Dann wäre es auch unvermeidlich, daß der größte Theil des Menschengeschlechts und der Thierwelt in einer solchen Ueberschwemmung zu Grunde ginge, oder schon bei dem Zusammenprallen zermalmt würde; alle Spuren der menschlichen Thätigkeit wären im Nu vernichtet, verschwänden plötzlich; denn daß von Fluthen auch die höchsten Berggipfel nicht verschont blieben, ist klar, weil wir auch jetzt auf den Hochgebirgen Spuren einer frühern neptunischen Wirksamkeit finden. Und retteten sich Menschen, so würden sie in die hilfloseste Lage versetzt werden, und in derselben schon nach einigen Menschenalteru alle Erinnerung an den frühern Zustand der Gesittung und Bildung verloren haben; sie würden dann ihre Kultur-entwicklung ganz von vorne wieder beginnen müssen.

Eine solche Fluth hat einst unsere Erde heimgesucht, und die Erinnerung an sie lebt bei allen Völkern, der alten wie der neuen Welt. Man nennt sie die Sündfluth, die Fluth Deukalions, die ogygische Fluth ic. und hat behauptet, daß sie einst durch den halley'schen Kometen hervorgebracht worden sei. Die Umlaufzeit desselben 575½ Jahre, und Rückrechnungen ergeben, daß um die Zeit, in welche unsere Sündfluth gesetzt wird, dieser Komet damals erschienen sein müsse; er habe, sagt man, mit seinem Schweife die Erde eingehüllt, und ungeheurere Regengüsse verursacht. Ob aber diese Annahme eine richtige sei, wer kann das wissen?

## Die gefahrvolle Nacht.

(Eine Erzählung.)

Eines Abends, — es war im Jahr 1836 — ging Albert Riquetti, ein junger Arzt in Florenz, spät nach seiner Wohnung zurück. Unweit von der Thür stolperte er über einen Gegenstand, den er anfangs, in der Dunkelheit, nicht genau zu erkennen vermochte. Bald über-

zeugte er sich jedoch, daß es ein Mann war, der in Ohnmacht lag. Rasch eilte Riquetti ins Haus, holte seinen Diener herbei, und brachte jenen Menschen in eine seiner Zimmer. Da sah er denn, daß der Unbekannte mehrere gefährliche Stichwunden erhalten hatte,

und in Folge eines starken Blutverlustes dem Tode nahe war. Riquetti verband die Wunden, aber am andern Morgen war der Zustand des von Meuchelmördern Ueberfallenen so schlimm, daß er nicht daran denken durfte, ihn in ein Krankenhaus zu schaffen. Am dritten Tage verzweifelte er völlig an der Rettung, und gab sich nun alle mögliche Mühe, herauszubringen, wer der Fremde wohl sein könne. Er fragte ihn nach Namen und Stand, und ob er in der Stadt Freunde oder Verwandte habe, denen er irgend eine Mittheilung über seine gegenwärtige Lage zu machen wünsche. Der Kranke antwortete auf alle diese Fragen nur, daß er Gasparo heiße; weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Doch verlangte er nach einem Beichtvater, dem er sich anvertrauen wolle.

Der Beichtvater kam. Was aber der Unbekannte ihm offenbart hat, ist natürlich ein Geheimniß für alle Uebrigen geblieben. Als der Geistliche aber das Krankenzimmer verließ, war er im höchsten Grade aufgeregt; seine Gesichtszüge drückten Abscheu und Schrecken aus, seine Wangen waren bleich, seine Lippen blau, und die zitternden Hände hob er mehrmals empor, und es schien als bete er inbrünstig für die Seele eines schwer belasteten Sünders. Ehe er von dannen eilte, rief er noch dem Arzte zu, man möge ihn sogleich benachrichtigen, wenn der Kranke gestorben sei.

Allein Gasparo starb nicht. Er war kräftig gebaut und hatte gesunde Säfte; seine gute Natur, seine Jugend und die Kunst des Arztes, der keine Mühe sparte ihn zu retten, halfen ihm wieder auf. Als er sich so weit erholt hatte, daß er an einem Stabe zu gehen vermochte, verließ er das Haus seines Wohlthäters der ihn vom Tode gerettet. An Versicherungen der Dankbarkeit ließ er es nicht fehlen, aber Auskunft über seine Heimath oder seinen Stand gab er nicht; auch während seiner Krankheit war ihm weder im Traume noch im Wachen ein Wort entschlüpft, das über seine persönlichen Verhältnisse irgendwie eine leise Andeutung hätte geben können. Der junge Arzt nannte ihn seitdem nur Gasparo, den verwundeten Unbekannten.

Im Winter 1839 fing Riquetti an zu kränkeln; angestrengte Berufsarbeiten und allzueifriges Studiren, hatten seine Gesundheit geschwächt. Erholung war ihm unbedingt nöthig; er beschloß daher, im Frühling einen Ausflug nach Rom zu unternehmen, von dem er sich großen Genuß versprach; denn während er sich seinen gewöhnlichen Arbeiten entrückte, durfte er von dem Eindrucke, welchen die ewige Stadt auf ihn machen würde, nur günstige Wirkungen für seine Gesundheit hoffen; auch wollte er die etruskischen Gräber besuchen, von de-

nen bekanntlich vor einigen Jahren wieder viele bisher unbekannte aufgedeckt wurden.

Für diejenigen unserer Leser, welche mit der Geschichte dieser merkwürdigen Ueberbleibsel aus dem Alterthum nicht näher bekannt sind, bemerken wir, daß die Etrurier unter den Völkern Italiens hochberühmt waren, und sich schon lange vor Gründung Roms durch eine hohe Gesittungsstufe auszeichneten. Sie wohnten im Westen der Tiber; ihr Land, welches keinen sehr bedeutenden Umfang hatte, war in zwölf Staaten getheilt, deren jeder sein eigenes Oberhaupt hatte, und den Titel Lukumo führte. Im Verhältniß zu den benachbarten Völkern erscheinen aber die Etrurier sehr mächtig, und in allem was zur Verfeinerung des Lebens gehört, waren sie ihnen jedenfalls weit überlegen. Sie trieben Gewerbe und Handel, beschäftigten sich mit schönen Künsten und zeigten überall einen sehr geläuterten Geschmack, den wir noch jetzt bewundern. Denn das ganze Wesen und Treiben dieses Volks tritt uns aus seinen Gräbern entgegen, die sich Jahrtausende hindurch, bis auf den heutigen Tag, unverfehrt erhalten haben. Es sind kleine Gemächer in Hügelabhängen, und in diesen Gräbern wurden die Reichen und Angesehenen des Volks beigelegt. Ihre Leiber sind freilich längst in Staub und Asche versunken, aber aus dem, was die Leichen umgab, sehen wir, wie die Etrurier lebten, auf welche Weise sie Krieg führten, Verathungen hielten, was für religiöse Gebräuche sie hatten, welcher Hausrathschaffen sie sich bedienten, denn die Gemälde an den Wänden der Gräber sind frisch geblieben und zeigen uns die Etrurier fast in allen Lebensverhältnissen. Wir sehen sie auch bei Zechgelagen und Lustbarkeiten, bei Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten, bei körperlichen Übungen, bei Spiel und Tanz. Viele Gefäße und Waffen sind sowohl in den Gräbern als in den Särgen gefunden worden. Die Etrurier waren übrigens erbitterte Feinde der Römer, von denen sie erst bezwungen wurden, nachdem sie sich in langwierigen und blutigen Kämpfen fast gänzlich erschöpft hatten.

Doch wir kehren von dieser Abschweifung zu unserer Geschichte zurück. Albert Riquetti also wollte diese etruskischen Gräber besuchen, und brach an einem schönen Frühlingmorgen in aller Frühe von Rom auf nach der Todtenstadt, oder den Grabmälern des alten Vesi, von welcher in der Geschichte Roms so oft die Rede ist, weil deren Einwohner mit den Römern fette Fehden hatten, und endlich, nachdem sie zehn Jahre lang von ihren Feinden eng umschlossen waren, der Uebermacht und der Ausdauer derselben erlagen. Die Trümmer des alten Vesi liegen nur wenige Stunden

von Rom entfernt. Anfangs wird der Weg dahin von der nach Florenz führenden Heerstraße gebildet, weicht aber dann beim Dorfe Fossa von derselben ab, und geht etwa dreiviertel Stunden weit durch Felder nach der Ortschaft Isola Farnese. Hier befindet sich ein Gasthaus, in welchem die Reisenden gewöhnlich einkehren, weil sie sich weiterhin keines Wagens mehr bedienen können; denn nach dem, noch über eine halbe Stunde entfernten Beji führt nur ein rauher Pfad.

Isola Farnese ist ein aus zerstreut liegenden Häusern bestehender Weiler auf einer Anhöhe, umgeben von Felsen und Wasserfällen. Die Bewohner sind Hirten und Winzer, zeigen sich gegen den Fremden äußerst zuvorkommend, und erscheinen so treuherzig und ländlich einfach, daß die Städtebewohner, welche im großen Gewühl diese Eigenschaften nur allzuoft vermissen, von diesen schlichten Leuten ganz entzückt sind. Hier, dachte Riquetti, sind die Laster und Verbrechen der großen Städte gottlob noch unbekannt, hier sehe ich keine Spur von Elend und Hunger und Kummer; hier ist ja wahrlich ein kleines Paradies. Die Leute begnügen sich mit dem was sie haben; der Acker gibt ihnen Brod, das Schaaf Kleidung, und der Wein heitert sie auf; Ehrgeiz scheint ihnen unbekannt; hier ist Glück, wie es die Dichter in ihrer Einbildungskraft sich ausmalen.

Der Besitzer des Gasthauses war der gefälligste und freundlichste Mann der sich nur denken läßt, ein wahres Muster von einem Wirthe, und unserm Florentiner behagte es bei ihm so vortreflich, daß er einige Tage in Isola Farnese zu bleiben beschloß; es sollte der Mittelpunkt sein, von welchem aus er seine weiteren Wanderungen anzutreten gedachte. Den Anfang wollte er mit dem Besuche der Todtenstadt von Beji machen. Nachdem er sich mit Brod und Wein erquickt und ein Stündchen Ruhe gegönnt hatte, nahm er einen Führer. Dem Wirthe, der ihm noch allerlei nützliche Weisungen und Winke gab, erklärte er: „Ich werde am Tage kaum mit Befehlen fertig werden, komme also Mittags nicht zurück; aber ein gutes Abendessen könnt Ihr mir bereit halten, denn nach einem solchen Tage wird mein Hunger mächtig sein.“ Der würdige Wirth Bonifazio entgegnete: „Sorgt nur nicht, Herr, es soll Euch schon wohlschmecken; ich koche selbst, und verspreche Euch, ein Ragout zu bereiten, wie Ihr's in euerm Leben noch nicht gegessen habt. Meine Ragouts sind berühmt, und ich kann wohl sagen, daß viele Reisende, welche einmal davon gekostet, sie so vorzüglich finden, daß sie niemals in Versuchung gerathen, ein anderes zu schmecken.“

„Das heißt doch wohl solche, die nicht von Euch zubereitet wurden?“ fragte Riquetti lächelnd.

„Ei, versteht sich,“ war die Antwort Bonifazios, und unser Arzt trat seine Wanderung an. „Ein ganz geschaidter Kerl,“ murmelte er vor sich hin, und sein Führer schien derselben Meinung zu sein, denn er sicherte und lachte, und schien sich über das Selbstvertrauen, welches der Wirth in seine Kochkunst setzte, sehr zu ergötzen.

„Es kommen wohl häufig Reisende zu Euch?“ fragte Riquetti.

„Im Winter eben nicht, und Ihr seid der erste, den wir seit mehreren Monaten gesehen haben. Ihr kommt von Florenz, Herr?“

„Ja wohl von Florenz. Aber wie könnt Ihr das wissen?“

„Der Postknecht der Euch fuhr, hats dem Wirth gesagt. Ihr wollt reisen, um Eure Gesundheit wieder herzustellen.“

„Ganz richtig,“ entgegnete der Arzt. Er war nicht wenig verwundert, daß der Postknecht über seine Verhältnisse und Absichten so genaue Kunde hatte. Von seiner Seite war mit jenem darüber kein Wort gesprochen.

„Ganz allein zu reisen hat seine Unannehmlichkeiten,“ begann der Führer nach einer Pause, „besonders wenn's mit der Gesundheit nicht ganz so ist, wie es sein sollte. Aber vielleicht seid Ihr unverheirathet, und werdet also zu Hause nicht von Weib und Kindern vermisst?“

„Freilich habe ich keine Familie,“ entgegnete Riquetti, der an dem gesprächigen und, wie es schien, wißbegierigen Führer Gefallen fand. „Eine noch unverdorbene Natur,“ dachte er, „Wilde und Halbgebildete sind ja immer mit Fragen bei der Hand.“ Und so beantwortete er denn alle weitere Fragen, welche an ihn gestellt wurden mit der besten Laune.

Beide zogen so, in lebhaftem Zwiegespräch, auf dem nach Beji leitenden Pfade fürbass, blieben stehen, wo sich ihnen eine schöne Aussicht bot, und betrachteten Alles was dort an Trümmern aus dem Alterthum übrig geblieben ist. Eben bogen sie um einen Felsenvorsprung. Da gewahrten sie vor der Thüre einer kleinen im Felde stehenden Hütte einen Mann, welcher ein Bündel Restöcke aneinander nahm. Als sie näher kamen, schauete er auf; sein Blick traf den Arzt, und offenbar überraschte es jenen Mann diesen Fremden hier zu sehen. Es war, als wolle er die Lippen zum Sprechen öffnen, schloß sie aber wieder, blickte auf jene Beiden noch einmal mit scharfem Auge, und schien dann sie nicht wei-

ter zu beachten. Riquetti kam der Mann bekannt vor, er mußte ihn schon gesehen haben, er wußte aber im Augenblicke nicht, wo und unter welchen Umständen. Er war jetzt auf den Trümmern von Veji, dachte an die Vergangenheit Italiens, und der Winzer beschäftigte ihn nicht mehr. Als er aber gegen Abend, nachdem er sich Stunden lang unter den etruskischen Gräbern aufgehalten hatte, den Heimweg antreten wollte, sah er am Eingange der Todtenstadt denselben Mann sitzen. Dieser schien sich den Fuß beschädigt zu haben, und verband eben seine blutende Wunde. Der Führer trat auf ihn zu und fragte:

„Was habt Ihr denn gemacht; schmerzt es?“

„Gestern den Fuß gestreift. Wollte zum alten Joseph gehen, mit dem ich nothwendig zu sprechen hatte, da ist die Wunde wieder aufgegangen; thut recht weh.“ Dabei knüpfte er das Taschentuch zu, und stand auf. Stimme und Gesichtszüge dieses Menschen hatte Riquetti offenbar schon einmal gehört und gesehen, ein Irrthum war nicht möglich; auch schien Jener zu bemerken, daß er erkannt worden sei, denn er wandte sein Gesicht ab. Nichts destoweniger schlug er denselben Weg ein, den die beiden Anderen nahmen, ging aber nicht neben, sondern hinter ihnen, und lahnte etwas, wie es schien, wegen seiner Fußwunde. Als aber der Führer etwa ein Duzend Schritte voraus war, und um eine Ecke bog, fühlte Riquetti, daß ihm Jemand auf die Schulter klopfte. Er sah sich um; es war der Winzer, der die Finger der einen Hand auf seine Lippen hielt, um anzudeuten, daß Jener schweigen solle, mit der anderen Hand streckte er dem Arzte ein mit Blut besudetes Leinwandläppchen entgegen, schüttelte dabei den Kopf heftig, runzelte die Stirn und blickte düster um sich. Riquetti konnte aus alle dem nicht recht abnehmen, was der Mann eigentlich wollte. Vielleicht gab er ihm ein Zeichen der Warnung; dem Fremden, der hier völlig unbekannt war, mochte wohl Gefahr drohen. Aber befand er sich nicht in Isola Farnese, unter so freundlichen Leuten, die ganz patriarchalisch zu leben schienen? Indessen konnte es nichts schaden, wenn er auf seiner Hut war, und ohnehin sagt ja das alte Sprüchwort, daß der Schein oft trügt. Zunächst wurde er nun aufmerksam auf den Führer, den er nicht mehr neben sich, sondern stets vor sich her gehen ließ. Nach einer Weile fragte er so unbefangen als möglich: „Wer war der Mann, welcher eine Strecke Wegs mit uns ging?“

„Gasparo, ein Winzer von hier.“

Jetzt wußte Riquetti auf einmal, wer Jener war; er durfte nun aber auch überzeugt sein, daß ihm eine ernstliche Gefahr drohete, denn Scherz trieb doch ein

Mann, welchem er das Leben gerettet, den er so sorgsam gepflegt hatte, ganz bestimmt nicht mit ihm. Allein was sollte er in dieser schwierigen Lage beginnen? Er war noch eine gute halbe Stunde von dem Wirthshause entfernt, weit und breit kein Mensch zu sehen und der Abend brach herein, kaum den Weg konnte man noch unterscheiden. Waffen trug er, der kein Arges ahnete, nicht bei sich, aber der Andere konnte bewaffnet sein, und lagen nicht etwa Banditen im Hinterhalt? Wie dem nun aber sein mochte, ihm blieb nichts übrig, als Alles über sich ergehen zu lassen. Daß er seine Schritte beeilte, bedarf wohl keiner Versicherung; der Führer gab aber nicht die geringste Veranlassung zum Argwohn, und beide erreichten wohlbehalten das Wirthshaus.

„Ich habe doch wohl Gasparos Zeichen falsch gedeutet,“ sagte er nun zu sich selbst; „kann er nicht etwa auch gemeint haben, ich möchte über das, was ich von ihm weiß, schweigen, damit er in keine Verlegenheit komme? Die blutige Leinwand sollte wohl nur dazu dienen, mir seine Wunden, die ich heilte, ins Gedächtniß zurückzurufen. Er will nicht, daß die Leute hier von jenem Vorfalle in Florenz etwas wissen. Es scheint mir nun Alles klar; unter den wackeren Menschen hier habe ich weder für mein Leben noch für meine Börse etwas zu fürchten. Aber ich will Gasparos Wunsch erfüllen, Niemand soll auch nur ahnen, daß ich ihn kenne.“ Und nun rief er den Wirth, forderte sein Abendessen, und setzte sich wohlgemuth an den Tisch. Hungrig und müde war er, die lange und weite Wanderung hatte ihn angegriffen.

Das erste Gericht, welches Bonifazio auftrug, bestand in einem Süßwasserfisch, von dem Riquetti nur wenig genoß, weil er auf das vielgerühmte Ragout wartete, nach welchem ihm der Mund wässerte. Es wurde gebracht, und der Dampf, welcher aus der Schüssel emporstieg, hätte auch einen verwöhnten Feinschmecker lüstern machen können.

„Ich denke,“ sprach er zu dem Wirth, der sich am Tische allerlei zu schaffen machte, Euer Prachtragout verdient in Gesellschaft eines bessern Weins genossen zu werden. Habt Ihr nicht Bordeaux oder guten Florentiner?“

„Bordeaux ist nicht im Hause, aber köstlicher Florentiner liegt auf Flaschen im Keller. Ich will davon herauf holen.“

„Thut das.“

Inzwischen hatte Riquetti in die Schüssel gelangt, und von dem Ragout auf seinen Teller gethan. Kaum war der Wirth aus der Thür, so führte der Arzt nicht etwa die saftigen Stücke zum Munde, sondern zog in

aller Eile sein Taschentuch hervor, schüttete das Ragout hinein, und steckte das Tuch rasch wieder ein. Er genoss keinen Bissen, als aber Bonifazio wieder kam, schien es, als sei allerdings von dem Teller gegessen worden, und Riquetti bewegte die Kinnladen. Die Schüssel war beinahe leer, nur einige Knochen lagen darin. „Ein vortreffliches Ragout habt Ihr mir da angerichtet, Herr Wirth, und ich habe nie ein schmackhafteres genossen,“ rief er, und schenkte ein Glas voll. Einem aufmerksamen Beobachter hätte es nicht entgehen können, daß seine Lippen zuckten und seine Hand zitterte; allein der vortreffliche Wein that rasch seine Wirkung, und der Wirth bemerkte nicht, daß etwas Ungewöhnliches in seinem Gaste vorging. Das Ragout wurde abgenommen, und Käse aufgetragen, aber Riquetti genoss nur wenig, und der Wirth, der eben abgerufen wurde, entfernte sich. Sogleich rückte der Arzt einen Stuhl vor die Thür, um nicht überrascht zu werden, zog das Tuch aus seiner Tasche, untersuchte dessen Inhalt, steckte Alles sorgfältig wieder bei, stellte den Stuhl an den früheren Platz, und ging dann, in hohem Grade aufgeregt, im Zimmer umher. Er warf einen Blick nach dem Fenster, und erwog hin und her, ob er fliehen oder bleiben sollte. „Aus dem Fenster kann ich zwar entkommen; aber wie soll ich den Weg nach Fossa finden in dieser tiefen Dunkelheit? Und darf ich es wagen, mich hier im Orte irgend einem Menschen anzuvertrauen? Käme ich nicht vielleicht aus der Scylla in die Charybdis? O Gasparo, wärst Du doch hier!“ Diese letzte Worte murmelte er halblaut vor sich hin, und kaum hatte er sie gesprochen, als ihm dünkte, es antwortete Jemand darauf. Er horchte. Wahrhaftig, es klopfte eine Hand leise an die Fensterscheibe. Riquetti schob den Rattunvorhang zurück und das Fenster in die Höhe.

„Geht so bald als möglich in Euer Schlafgemach,“ raunte ihm eine Stimme zu, „blaß das Licht aus, und wenn ich Euch ein Zeichen gebe, so öffnet ganz sacht das Fenster. Ihr findet eine Leiter, die steigt hinab. Laßt nun dies Fenster nieder und seid vorsichtig.“ Der Mann verschwand.

„Gut von Dir, Gasparo!“ sprach Riquetti zu sich selbst; „bist Du ein Bösewicht, so bist Du doch ein dankbarer Missethäter.“ Nun setzte er sich, als sei nichts vorgefallen an den Tisch, zog ein Buch hervor, legte es vor sich hin, rief nach dem Wirth und forderte Kaffee. „Bringt ihn mir so schnell als möglich, denn ich bin todmüde von der heutigen Anstrengung, und möchte morgen wieder recht früh auf den Beinen sein.“

Nachdem der Arzt den Kaffee getrunken, ließ er sich in sein Schlafgemach bringen. Es war ein kleines Zimmer im obern Geschoss und die Thür ohne Riegel oder Schloß, wie er nicht anders erwartet hatte. Er stellte den Tisch davor, untersuchte Alles genau, vergaß nicht, unter das Bett zu leuchten, nahm seinen Mantelsack zur Hand, blies die Kerze aus, und setzte sich, das Zeichen erwartend, auf einen Stuhl.

Er brauchte nicht lange zu warten, denn kaum mochte eine halbe Stunde verflossen sein, als einige kleine Steine gegen das Fenster geworfen wurden. Sogleich öffnete er. Die Leiter konnte er nicht sehen, aber er fühlte sie, und stieg sorgfältig hinab. Kaum hatte sein Fuß den Grund berührt, so nahm Gasparo ihn bei der Hand, zog ihn fort, und flüsterte: „Nun gilt es Euer Leben, eilt, eilt!“ Und damit zog er ihn fort, über Hügel und Thal, durch Feld und Gebüsch, durch Bäche und über Hecken, bis er, nach Verlauf einiger Stunden, als die Heerstraße erreicht war, endlich anhielt. „Nun seid Ihr nicht mehr weit von der Stadt,“ sprach Gasparo, der bis dahin kein Wort geredet hatte, „hier habt Ihr nichts mehr zu befürchten. Lebt wohl; der Himmel geleite Euch; ich habe meine Schuld bezahlt.“ Er drückte dem Arzte die Hand, und dieser rief ihm vergeblich nach, er möge doch noch einen einzigen Augenblick verweilen. Gasparo eilte aber von dannen, und war bald verschwunden.

Es begann zu tagen. Riquetti ließ sich auf den Rasen nieder, athmete endlich wieder frei auf und dankte dem Himmel für seine Rettung. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, machte er sich wieder auf den Weg, und ging, als in der Stadt angelangt war, ohne sich zuvor einige Ruhe zu gönnen, stracks zum obersten Polizeibeamten. „Ich habe Ihnen,“ sprach er, „eine sehr wichtige Mittheilung zu machen; aber bevor ich meine Eröffnungen beginne, muß ich Sie ersuchen, das Leben eines Mannes zu verschonen, den ich Ihnen näher bezeichnen werde, denn ich verdanke ihm meine Rettung.“ Nachdem diese Bedingung willig zugestanden worden war, erzählte Riquetti sein Abentheuer und breitete den Inhalt des Tuches aus. Bald stellte sich heraus, daß jene tugendhaften, höflichen, harmlosen und zuvorkommenden Hirten allesammt eine Bande der gefährlichsten Raubmörder bildeten. Jener Gastwirth Bonifazio war ihr Hauptmann. Im Märzmonat des Jahres 1839 wurden nicht weniger als vierzig dieser Bösewichter gefänglich eingezogen, und manche von ihnen mit dem Tode bestraft, und viele andere auf die Galeeren oder in die Gefängnisse geschickt. Bonifazio, der so vortreff-

liche Ragouts zu bereiten verstand, hauchte seine ver-  
ruchte Seele auf dem Blutgerüste aus. Abgesehen von  
dem Zeugnisse des Arztes, ergab sich aus anderen Um-  
ständen und Aussagen, daß Bonifazio, wenn es an Bor-  
räthen gefehlt, nicht selten Menschenfleisch zu seinen Ra-  
gouts genommen hatte. Riquetti hatte verstanden, was  
Gasparo mit der blutigen Leinwand andeuten wollte,  
als er einen Blick auf die Schüssel warf, und in dersel-  
ben ein Stück von einer menschlichen Hand erkannte.

Die Bewohner von Isola Farnese sagten übrigens aus,  
daß sie nie Engländer ermordet hätten, weil sie wußten,  
daß sorgfältige Nachfrage nicht ausgeblieben wäre, wenn  
man einen derselben in Rom vermist haben würde; sie  
tödteten nur einzelne Fremdlinge, welche die Trümmer  
von Beji besuchten.

Gasparo aber ist seit jener Nacht in Isola Farnese  
nicht mehr gesehen worden.

## Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

### Die Aloe.

(Tafel 19.)

Die Aloen gehören zu den lilienartigen Gewächsen.  
Die meisten Arten derselben wachsen im südlichen Afrika; an-  
dere in Ostindien und Südamerika; auch im südlichen Euro-  
pa findet man einige, und häufig sieht man sie jetzt in unserem  
kälteren Himmelsstriche in Treibhäusern und Gärten. Als  
Kennzeichen gibt Dfen an: Blume walzig, regelmäßig sechs-  
theilig (Fig. 1.), unten saftig, Staubfäden pfriemenförmig  
auf dem Boden (Fig. 2.), Narbe stumpf (Fig. 3.), Kapsel drei-  
fächerig (Fig. 4.), Samen dreieckig, gestülgelt am Klappen-  
rand, Wurzel faserig. Aus einer Rose von sehr dicken, fleischig-  
gen und stehenden Blättern erhebt sich gewöhnlich ein  
dünner, fast holziger Stengel mit schönen, meist rothen  
oder gelben Blumen in Aehren. Sie enthalten mei-  
stens ein bitteres Harz, welches abführend wirkt.

Zu den schönsten Aloearten gehört namentlich die  
Aloe *arabica*, welche unsere Tafel im zehnten Theile  
ihrer natürlichen Größe, in voller Blüthe, darstellt.  
Die Sokotra-Aloe, die vorzugsweise auf der afrikani-  
schen Insel Sokotra wächst, hat zwei Fuß lange Blät-  
ter und einen Schaft, der bis vier Fuß Höhe erreicht.  
Die auch bei uns so häufige gemeine Aloe stammt gleich-  
falls aus Afrika.

Diese Pflanzen sind für die Arzneikunde von Er-  
heblichkeit, besonders wird der Rosaloesaft von den  
Thierärzten angewandt. Unter der Oberhaut der Blät-  
ter liegt ein bitterer Saft. Die Blätter werden abge-  
schnitten, der aufgefangene Saft wird abgedämpft. Jene  
kocht man auch in heißem Wasser und sie geben dann

eine schwächere Sorte von Aloe. Es kommen vier Sor-  
ten Aloe in den Apotheken vor.

Die Aloe, und besonders die sokotrinische, haben  
noch eine treffliche Eigenschaft, welche bis jetzt wenig  
bekannt ist, und auf die wir deshalb besonders aufmerk-  
sam machen. Wenn man nämlich das Mark der Blät-  
ter auf Brandwunden legt, so hört der Schmerz fast  
augenblicklich auf und fährt man damit zwei oder drei-  
mal vier und zwanzig Stunden fort, so werden viele  
gefährliche Zufälle, welche solchen Brandwunden zu fol-  
gen pflegen, verhindert.

Die sogenannte Aloe, von der man sagt, daß sie  
nur alle hundert Jahre blühe, ist eine Agave, ein in  
Amerika einheimischer fast baumartiger Strauch, aus  
dessen stehenden Wurzelblättern ein oft zwanzig Fuß  
hoher Schaft mit tulpenartigen grünlich gelben, wohl-  
riechenden Blumen emporsteigt, deren Zahl sich zuweilen  
auf viertausend belaufen soll. Der Schaft stirbt nach  
dem Blühen ab, treibt aber viele Wurzelsprossen. Diese  
Agave wächst besonders häufig in Mexico, wo man  
aus dem süßen Saft einen Art Wein bereitet, das so-  
genannte Pulque, welches einen nicht unwichtigen Han-  
delsartikel bildet; aus den Fasern der Blätter verfertigt  
man Seile, Tücher und das sogenannte Magueypapier,  
dessen sich schon die alten Mexikaner bedienten.

Das sogenannte Aloeholz, welches im Handel vor-  
kommt und besonders zu Räucherpulver benutzt wird,  
stammt nicht von diesen Aloearten, sondern von Euphor-  
bienarten, namentlich von der löffelförmigen Euphorbie,  
die in China und Hinterindien wächst, oder vom Aloexylon  
*agallochum*.